

## Lässt sich Differenz denken? Beitrag zur Frage der Repräsentanz sexueller Differenz

Elfriede Löchel

### Zusammenfassung

Der Beitrag bewegt sich durch verschiedene Modelle der Geschlechterdifferenz, die als Material verwendet werden, um daran mehrfach das Denken und Repräsentieren von Differenz auch als ‚Umgehen‘, Vermeiden, Abwehren von Differenz kenntlich zu machen (z.B. Freuds ‚Kastrationsmodell‘, die feministische Kritik daran, der ‚frauenspezifische Zugang‘ zum Computer). Durch dieses Vorgehen soll ein unvermeidliches erkenntnistheoretisches Dilemma ins Blickfeld gerückt werden, in das man gerät, sobald Differenz zum Gegenstand des Denkens gemacht wird, während sie diesem doch zugrunde liegt und es antreibt. Wie aber kann man die Bewegung des Differenzierens im Denken offenhalten, wie kann man Differenz artikulieren, ihr eingedenk sein, ohne sie festzuschreiben? Es liegt nahe, dass bei dieser Fragestellung verschiedene Differenzen und Differenzbegriffe ins Spiel kommen. Schließlich wird man auf die Leibhaftigkeit stoßen als etwas nie ganz Übersetzbares und Sprache als Schauplatz, an dem Differenz stattfindet. Der Beitrag klingt aus mit Überlegungen zur Freudschen Denkfigur der *Nachträglichkeit* von Bedeutung.

### Schlüsselwörter

erkenntnistheoretisches Dilemma, Repräsentation von Differenz, Kastrationsmodell, sexuelle Differenz, Nachträglichkeit

### Abstract

Various models of gender difference are used by the author as material to demonstrate difficulties of thinking and representing difference. It is maintained that attempts to represent difference necessarily tend to involve avoidance of and defence against it (e.g. Freud's model of castration, feminist criticism thereof, discussions on ‚women and computers‘). The aim of the paper is to point out an unavoidable epistemological dilemma, which turns up as soon as difference becomes subject of theory. The question is how to allow for movements of thought, for processes of articulation rather than fixation of difference. Following this question will lead to many different concepts of difference, to mention last not least the difference of being a body, which will never be translated completely into language, and language as a scene of its own to let differences happen. The paper ends reminding of the Freudian concept of *après coup*.

### Keywords

epistemological dilemma, representation of difference, castration as a model of difference, sexual difference, après coup

## Einleitung

Die Rede von ‚Re-präsentationen von Differenz‘<sup>1</sup> ist streng genommen tückisch. Kann denn Differenz wie eine Sache präsent sein, um dann zu einem zweiten Zeitpunkt, wenn sie nicht mehr da ist, oder an einem anderen Ort, wo sie gerade nicht ist, re-präsentiert zu werden? Der Einwand lässt sich entkräften, sofern man ‚Repräsentation‘ weniger eng versteht, nämlich nicht im Sinne einer Vergegenwärtigung von etwas Abwesendem, sondern eher als ‚Darstellung‘, ‚Inszenierung‘ oder ‚Verkörperung‘, als Prozess in einem Medium, in dem Differenzen in der Tat erst Gestalt annehmen können. Doch in welchem Ausmaß Fragen der Differenz immer auch Fragen der Repräsentation sind – wie auch umgekehrt –, hat das 20. Jahrhundert, in dem die Systeme der Repräsentation fragwürdig und brüchig wurden, daran erkennen lassen, dass vermehrt bis dahin stumm vorausgesetzte Differenzen ins Denken eingebrochen, d.h. zum Thema geworden sind. Schon zu Beginn des Jahrhunderts zeigte der Sprachwissenschaftler de Saussure (1967) in einer revolutionären Wendung seines Fachs, dass Bedeutung über Differenzen und nicht Einheiten von Sinn funktioniert, wie man vorher angenommen hatte; Freud verwies darauf, dass das selbstbewusste Ich *nicht im eigenen Haus*, sondern stets vom Anderen, Unbewussten, seiner Kehrseite her in Frage gestellt ist (vgl. Freud 1916-17a, S. 11). Die von der Kritischen Theorie Horkheimers und Adornos (1946) vollzogene Reflexion auf das abendländische Denken, das nicht hatte verhindern können, dass das Projekt der Aufklärung in Auschwitz endete, rückte das Nichtidentische, die Ränder, die Reste, das im Begriff nicht Aufgehende Andere, ins Blickfeld. Damit sind nur einige für unser Thema relevante Denkansätze genannt. Nicht zuletzt trugen jedoch auf ganz praktische Weise die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien zu einer Vervielfältigung von Simulations- und Repräsentationstechniken bei sowie die mit ihrer Hilfe vollzogene Globalisierung zu der Notwendigkeit beizutragen, über Differenz und Repräsentation neu nachzudenken.

Diese großen Umbrüche haben auch auf meine eigenen, vergleichsweise bescheidenen psychoanalytischen und sozialpsychologischen Denkbemühungen ihre Schatten geworfen und daraus möchte ich einige Beispiele vorstellen. Wenn diese Beispiele, die ich rückblickend verwende, in mancher Hinsicht veraltet erscheinen, so liegt das daran, dass ich sie hier lediglich als Material verwende, um daran Denkprobleme aufzuzeigen – Material, das ich einer Re-Lektüre unterziehe und im Akt des Wiederlesens, so hoffe ich, auch umschreibe. Dass es mehrere Beispiele und Ansätze sind, mit denen ich arbeiten werde, erscheint mir nicht unangemessen, wenn es um Differenzen geht. Vermessen wäre, das Eine über die Differenz sagen zu wollen.

Das erste Beispiel, das im weiteren Verlauf dieser Arbeit wiederholt auftauchen wird, ist das umstrittene klassische Kastrationsmodell der Geschlechterdifferenz. Daran möchte ich zeigen, wie dieses Modell, ebenso wie die feministische Kritik daran, ein ‚Umgehen‘ anderer Differenzen darstellt, die aber gerade in Form der Kontroverse und des Widerstreits offen gehalten werden (vgl. dazu ausführlich Löchel 1990). In einem zweiten Beispiel werde ich einen Blick darauf werfen, wie Differenzfragen in den Diskursen über Neue Medien in den achtziger Jahren verhandelt wurden (vgl. dazu Löchel 1994). Hier wird sich zeigen, wie ein bestimmtes Modell der Geschlechterdifferenz (der damals so genannte ‚frauenspezifische Zugang‘ zum Computer) die Funktion bekam, andere – weitaus beunruhigendere – unfassbare Differenzen zu entdramatisieren. Abschließend werde ich versuchen, etwas zu Freuds Konzept der *Nachträglichkeit* von Bedeutung zu sagen. Ein Ariadnefaden, der durch das Labyrinth der Beispiele hindurch führen könnte, wäre die Infragestellung einer vorgängigen ‚Präsenz‘ von Differenz, ohne deren Wirkmächtigkeit und Drängen anzuzweifeln.

Vorweg möchte ich in zwei Exkursen auf die für die Fragestellung dieser Arbeit zentralen Begriffe *Repräsentation* und *Differenz* zurückkommen und eine gewisse Perspektive darauf vorschlagen.

### Zum Begriff der Repräsentation: Die Theorie des Signifikanten

Der entscheidende Unterschied zwischen der bereits erwähnten strukturalen Linguistik, die von de Saussure (1967) begründet wurde, und der traditionellen oder auch unserer alltäglichen, naiven Sprachtheorie besteht darin, dass letztere das sprachliche Zeichen hauptsächlich als Repräsentant, als Stellvertreter für etwas anderes versteht. De Saussure dagegen fragte danach, wie Sprache beschaffen sein muss, damit sie in der Lage ist, als Zeichen für etwas zu funktionieren und auf diese Weise Welt repräsentieren zu können. Er kam zu dem Schluss, dass sprachliche Zeichen nur als Resultat von gliedernden, differenzierenden Einschnitten im Laut- oder Buchstabenmaterial zu denken sind. Auch die Gliederung der Vorstellungsinhalte sei schließlich eine Folge der Gliederung des an sich sinnlosen Laut- und Buchstabenmaterials. Diese gliedernden Einschnitte, die Differenzierungen, heißen bei ihm *Signifikanten*. Wenn sich eine Sprachgemeinschaft auf eine mehr oder weniger feste Zuordnung eines signifikanten Elements zu einem Vorstellungsinhalt geeinigt habe, sei das ein *Zeichen*. Die Zuordnung von Zeichen zu Vorstellungsinhalten aber sei *arbiträr* – soweit de Saussure.

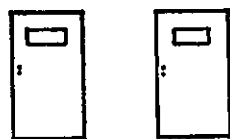
Wir gehen jetzt einen Schritt weiter und fragen: Was ist die Bedeutung eines Zeichens? Bedeutung hat, darüber sind sich alle Sprachtheoretiker im Wesentlichen einig, eine triadische Struktur: Zeichen – Vorstellung – Ding. Mit Hilfe eines Zeichens wird jemandem etwas bedeutet. Mit Hilfe des gesprochenen oder geschriebenen Wortes „Baum“ beispielsweise stelle ich mir einen Baum vor und beides verweist auf den realen Baum da draußen. Der Baum ist das Ding, das ich meine.

Was aber meine ich mit der Geschlechterdifferenz? Was soll da repräsentiert werden? Hier hilft meines Erachtens eine Lesart der Signifikantentheorie weiter, die der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan vorgeschlagen hat. Seine Theorie des Signifikanten ist nicht nur eine andere Theorie der Bedeutung, sondern stellt die Idee der Bedeutung als Repräsentation grundlegend in Frage. In dem Text *Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten* (1957, S. 23f.) illustriert Lacan selbst seine Verwendung des Signifikantenbegriffs, indem er dem Baum-Beispiel ein anderes Beispiel gegenüberstellt

ARBRE (BAUM)



HOMMES DAMES



Das erste, klassische Beispiel zeigt eine Eins-zu-Eins-Zuordnung, das Wort „Baum“ steht – scheinbar – für ein Ding bzw. sein Vorstellungsbild. Das Wort scheint das Ding zu repräsentieren. Man könnte die Bedeutung des Wortes „Baum“ lernen durch Zeigen auf einen Baum bzw. auf eine Abbildung desselben (vgl. Augustinus 1987, S. 31; vgl. Lorenzer 1972, S. 56-82). Lacan nennt dies aber eine „fehlerhafte Illustration“ (1957, S. 23) mit Verweis auf das zweite Beispiel: Nur weil es das sprachliche Oppositionspaar „Damen“ und „Herren“ gibt, kommt den beiden an sich ununterschiedenen, indifferenten, austauschbaren Türen eine Bedeutung zu. Sie werden zu Signifikaten, d.h. Vorstellungsinhalten, in denen sich der Signifikant, der Differenzierungsprozess, *niederschlägt*, ohne darin greifbar zu sein.

Was „Herren“ und „Damen“ ‚bedeutet‘, weiß niemand so genau. Aus den beiden Türen jedenfalls lässt sich die Bedeutung nicht ableiten, genauso wenig wie aus Röcken und Hosen, aus der Anatomie oder den sozialen Rollen. Wo „männlich“ und „weiblich“ mit der Anatomie oder mit bestimmten Eigenschaften gleichgesetzt werden, befindet man sich genauso auf der Ebene der Signifikate, der Vorstellungsinhalte, wie bei den Toiletentüren.

### **Zum Begriff der Differenz: Die Theorie der Einschreibung**

Eine zweite, in der Auseinandersetzung mit Fragen der Repräsentation von Differenz wichtige Theorie, neben der Theorie des Signifikanten, ist die Theorie der Einschreibung oder der Inschrift, womit nicht Schrift als Aufzeichnung von Gesprochenem gemeint ist, sondern Schrift im Sinne von Gedächtnisspuren, psychischen Engrammen, Eingravierungen auch im leiblich-sensomotorischen Sinn. Freud (1900a) hatte sich den Beginn des Psychischen als (Wieder-)Besetzung von Erinnerungsspuren gedacht, Spuren, die von intensiven Befriedigungserlebnissen zurückgelassen wurden. Derrida (1967) hat diesem Ansatz nachträglich Gewicht verliehen, indem er hervorhob, dass der Freudsche Begriff der Schrift oder Spur auf den konstitutiven Charakter von Differenz verweise. *Konstitutiv* im Gegensatz zu *repräsentativ* ist in diesem Sinne zu verstehen als: erst einsetzend, hervorbringend, so wie etwa ein Strich auf einem weißen Blatt Papier eine Differenz erst aufmacht.

An dieser Stelle muss auch Luce Irigaray (1980) erwähnt werden, die der Auffassung war, dass die Signifikantentheorie Lacans nicht ausreichte, um die stumm vorausgesetzte Differenz – das weiße Blatt, auf dem geschrieben wird, die Zwischenräume der Schrift, den beschriebenen Leib – ins Denken einzuholen. Sie lehnte sich dabei an eine kühne Intervention des Philosophen Jacques Derrida (1972) an, der die Wortneuschöpfung *Differänz* einführte. Sie wird im Französischen als *differance* mit a, im Deutschen mit ä geschrieben, was beides nicht hörbar, nur lesbar ist. Er wollte damit auf das Stumme, das stillschweigend Vorausgesetzte, das Unterschlagene des Denkens hinweisen, das dennoch entziffert werden könne. Irigaray (1980) wiederum war der Auffassung, das stumm Vorausgesetzte aller abendländischen Repräsentation sei das unartikulierte Weibliche. Die unzähligen *kleinen* Differenzen, nach denen innerhalb des abendländischen Systems der Repräsentation zwischen Frauen und Männern unterschieden wird, hielt Irigaray für bloße Binnendifferenzierungen, Selbstbespiegelungen des einen, sich immerzu in allem artikulierenden männlichen Geschlechts. Nach ihrer Sicht dienen diese Pseudo-Differenzierungen dazu, die *große* Differenz zwischen männlich und weiblich zu verleugnen und somit die Artikulation und Repräsentation zweier Geschlechter im Denken und Sprechen, in Kultur, Philosophie und Gesellschaft zu verhindern.

Ich gehe davon aus, dass sowohl die Signifikantentheorie als auch die Theorie der Einschreibung hilfreich sind, um Differenz nicht als etwas Vorgängiges, Fassbares – als Sache – denken zu müssen, sondern sie als Prozess begreifen zu können. Mit dieser Einstellung nähere ich mich nun den angekündigten Denk-Beispielen.

### **1 Das Kastrationsmodell oder: Kontroverse um Phallozentrismus und Konzentrisismus**

Ein exemplarisches und aus den Gender Studies sehr vertrautes Feld, in dem man der Frage nach der Repräsentation von Differenz nachgehen kann, ist die Geschichte der Repräsentationen und Konzeptionen der Geschlechterdifferenz im 20. Jahrhundert. Auf diesem Schauplatz lässt sich – sofern man sich nicht allzu sehr in politische Positionsbehauptungen verstrickt – die augenöffnende Erkenntnis gewinnen, dass Modelle der Differenz und das Schicksal ihrer Widerstreite und Transformationen häufig Symptome darstellen für etwas völlig anderes.

Das möchte ich – nur kurz – am Beispiel der psychoanalytischen Theoriebildung zur Geschlechterdifferenz aufzeigen. Vor Freud galten psychosoziale und psychosexuelle Unterschiede zwischen den Geschlechtern mehr oder weniger als naturgegeben, obwohl sie sich, wie sich historisch nachweisen lässt, in der zum Ausgang des 19. Jahrhunderts vorfindbaren und auch uns noch als Stereotype bekannten Form ja erst im Laufe des 18./19. Jahrhunderts mit der bürgerlichen Gesellschaft so herausgebildet hatten (vgl. Hausen 1976).

Freud (1908c;1924d; 1925j; 1931b; 1933a) formulierte nun einerseits, und zwar aufgrund seiner in Analysen gewonnenen Erfahrungen, die radikale, mit allen vorangegangenen Auffassungen brechende Erkenntnis, dass es keine natürliche Männlichkeit und Weiblichkeit und keine naturgegebene Anziehung zwischen den Geschlechtern gebe, dass vielmehr männliche oder weibliche Identität und Psychosexualität Folgen von Konflikten, Tribschicksalen und Identifizierungen seien und immer auch anders als das sozial Erwünschte ausfallen können. Er versuchte also, in der Theoriebildung der Erfahrung gerecht zu werden, dass es nicht die Natur ist, die die Differenz der Geschlechter psychisch relevant macht; dazu schlug er eine Konzeption vor, der zufolge Jungen und Mädchen nach ein und demselben Mechanismus, nach ein und demselben Konstruktionsprinzip, würde man heute sagen, eine Geschlechtsidentität erwerben – das berühmte Kastrationsmodell. Das Kastrationsmodell ist eine Form der Repräsentation der Geschlechterdifferenz, die auf der An- oder Abwesenheit eines Merkmals beruht. Bedeutend wird diese Differenz aber nur vor dem Hintergrund der primären Annahme, alle Menschen hätten dasselbe Geschlecht – eine Gleichheitsannahme aus narzisstischen Gründen. Auf die den Narzissmus schockierende Erkenntnis, dass dem nicht so sei, wird innerlich zunächst mit einer Abwehr reagiert: Die eine Gruppe nimmt an, sie hätte tatsächlich das einzig wahre, richtige Geschlecht, die andere glaubt, es nicht zu haben. Damit wird der „irrig“ (Freud 1908c, S. 177) Glaube, es gäbe nur eines, von beiden geteilt und festgehalten. Freud benannte diese Abwehrphantasie mit einer anatomischen Metapher: entweder Geschlecht haben oder kastriert sein. Das war nicht völlig aus der Luft gegriffen, sondern lehnte sich durchaus an die Phantasien kleiner Kinder an, an die sogenannten „infantilen Sexualtheorien“ (1908c). Allerdings führte diese Anlehnung an kindlich-anschauliches, egozentrisches Denken später bei vielen Autoren und Autorinnen wie auch bei Freud selbst immer wieder zu Verwechslungen zwischen infantiler Sexualtheorie und wissenschaftlicher Theorie. Die Phantasie ‚das einzig wahre Geschlecht haben‘ wurde der ‚Männlichkeit‘ zugeordnet, die Phantasie, dieses einzige Geschlecht nicht, nicht mehr oder noch nicht zu haben, der ‚Weiblichkeit‘. Wo das im Denken und Fühlen passiert, ist die kindliche und narzisstische Phantasie nicht überwunden, die Differenz von männlich und weiblich wird nicht zugelassen, sondern abgewehrt.

Obwohl Freud den Weg zu einer wichtigen Unterscheidung gebahnt hatte, nämlich der Differenz zwischen Phallus und Penis, letzteres ein Geschlechtsorgan, ersteres ein imaginäres, für omnipotent gehaltenes Phantasieprodukt, fällt er, man kann es in seinen Texten gut nachvollziehen, immer wieder hinter diese wichtige Differenz zurück und kann sozusagen die Höhe seiner theoretischen Einsicht nicht durchweg halten. Die radikale Öffnung, die ihm zu verdanken ist mit seinem Verständnis von Geschlechtsidentität als Trieb-, Konflikt- und Identifizierungsschicksal, die die 100 Jahre später populär gewordene Rede von der Konstruktion der Geschlechterdifferenz vorwegnimmt, diese radikale Öffnung schließt sich wieder, wenn das Kastrationsmodell als Konstruktionsprinzip missverstanden wird als Privilegierung des Männlichen und Defizitmodell des Weiblichen.

Daher ist es kein Wunder, dass von der ersten Stunde an Psychoanalytikerinnen wie Karen Horney (z.B.1926) oder Melanie Klein (z.B. 1927) oder auch Analytiker wie Ernest Jones (1928, 1933, 1935) (siehe zu dieser Kontroverse Löchel 1990) gegen Freuds Auffassung protestierten und ein *gleichberechtigtes* Modell wollten. Das Mädchen sei doch kein mangelhafter Mann, es erwerbe seine Weiblichkeit doch nicht über *Umwege*, es

werde doch weiblich geboren, nicht dazu gemacht (sic!). Das Problem dieser Gegenbewegung lag, wie die Formulierungen unmissverständlich zeigen, darin, dass sie wieder zurückfielen auf angebliche Naturgegebenheiten. Nun sollte das Mädchen von Anfang an eine naturgegebene rezeptive Sexualität und ein Wissen um seine weiblichen Geschlechtsorgane und ihre natürliche Bestimmung haben.

Man hat also das Problem: Will man eine gleichberechtigte Repräsentanz der Entwicklung beider Geschlechter, dann muss man den Unterschied, der doch erklärungsbedürftig ist, immer schon voraussetzen und kann ihn nicht mehr analysieren. Betrachtet man jedoch den Unterschied selbst als konstruierten und versucht, die Mechanismen der Konstruktion zu analysieren, so gerät man auch in ein Dilemma, nämlich, dass es dazu keine Metasprache, kein neutrales Terrain, kein Außerhalb gibt, sondern dass wir alle verstrickt sind in bewusste und unbewusste Erfahrungen und Bedeutungen, bis zurück zu unseren infantilen Erfahrungen, so dass wir, wenn wir ehrlich sind, auch nicht gefeit sind vor Vermischungen unseres wissenschaftlichen Denkens mit vorwissenschaftlichen persönlichen Ängsten, Wünschen und Konflikten.

Das Ringen um die ‚richtige‘ Repräsentation der psychosexuellen Entwicklung in der psychoanalytischen Theoriebildung wurde jedoch – erfreulicherweise, wie ich meine – weder so noch so beigelegt. Das wirklich Spannende daran ist, dass diese Kontroverse sich im Laufe des 20. Jahrhunderts immer wieder neu entzündete und heftige Debatten auslöste. So flammte die in den 20er Jahren erstmals geführte Debatte in den 60er Jahren vor allem in Frankreich wieder auf, verbunden mit den Namen von Chasseguet-Smirgel (1964) und Torok (1964), die den sog. *Penisneid* als Symptom für etwas anderes – für Konflikte mit der Mutter beispielsweise – lasen. Und in den achtziger Jahren führte die ebenfalls in Frankreich entstandene lacanianische Lesart der Kastrationstheorie zu einer Kontroverse mit Luce Irigaray (1980) und anderen Autorinnen der Gruppe *Psychoanalyse und Politik*, die sich um ein *weibliches Schreiben* bemühten. Ich verstehe diesen insistierenden, nicht zur Ruhe kommenden Streit um die ‚richtige‘ Repräsentation der Geschlechterdifferenz nicht bloß als Wettstreit von Theorien, sondern ebenso als intrapsychisches Ringen zwischen phallischer und „konzentrischer“ (Montrelay 1970; siehe dazu Löchel 1990) Selbst- und Objektrepräsentanz. Gerade die Unentscheidbarkeit offen zu halten und nicht in die eine oder andere Richtung zu verengen, scheint mir das Wesentliche daran zu sein.

Es fällt aber auf, dass die Kontroversen häufig mit sehr heftigen Affekten geführt werden. Das zeigt meines Erachtens, dass es um etwas persönlich Wichtiges geht. Die infantile Sexualtheorie mit ihrer, wie Freud sagt, „irrigen“ (1908c, S. 177) Repräsentation der Geschlechterdifferenz als phallisch oder kastriert und die wissenschaftliche Theorie des Kastrationsmodells sind doch nicht klar zu trennen. Die Theoriebildung bleibt kontaminiert, affiziert von infantilen Erfahrungen, die wahrhaft skandalös und traumatisch waren und sind für das narzisstische Ich, das sich am liebsten rund und ganz und heil und omnipotent hätte.

Mein Fazit aus der Auseinandersetzung mit diesem Schauplatz ist: Gut, wenn sich Kontroversen entzünden! Gut, wenn um etwas gerungen wird! Es zeigt das Wirken einer Differenz, ihre Sachhaltigkeit (da ist ‚etwas dran‘) – auch wenn wir nie genau sagen können, wie sie wirklich beschaffen ist, diese Differenz. Im Gegenteil: Solange wir das Nichtwissen, die Unentscheidbarkeit offen halten, sind wir – auch im theoretischen Denken – vor Identitätsfixierungen und -verhärtungen gefeit. Dazu ist aber erforderlich, bisweilen viel Unsicherheit auszuhalten. Diese Unsicherheit hat wenig mit Geschlecht zu tun; sie rührt her von der narzisstischen Angegriffenheit durch Offenes, Anderes, nicht Beherrschbares.

Dafür möchte ich nun im zweiten Schritt ein konkretes Beispiel geben.



## **2 Komplementarität als Abwehr: Der ‚frauenspezifische Zugang‘**

Dieses Beispiel ist in einer ganz bestimmten historischen Zeitspanne, einem konkreten ‚Zeitfenster‘, nämlich in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu verorten. Es war die Zeit vor der flächendeckenden Einführung und Durchsetzung des Computers in der uns gebräuchlichen Form des individuellen Personalcomputers, dessen Weiterentwicklung in Richtung Vernetzung – wie überhaupt die damit einhergehenden Veränderungen bis hin zur ökonomischen, politischen und kulturellen Globalisierung – damals kaum abzusehen war. In jenen Jahren hatte eine Woge tiefster Beunruhigung weite Kreise von Intellektuellen, Pädagogen, Sozialwissenschaftler, Gewerkschafter etc. erfasst. Es gab unzählige Publikationen, die vor Gefahren der Computerisierung warnten, so als könnte man diese noch verhindern. Abgesehen von Arbeitsplatzverlusten und gesellschaftlichen Umstrukturierungen, die wir bis heute ja auch erleben, wurden weitreichende Eingriffe in Subjektivität, Wirklichkeitserfahrung, Denken und Wissen in den düstersten Farben – und fast ausschließlich als drohende Verlufterfahrung – geschildert: So schien manchen Autoren der verlässliche Unterschied zwischen Simulation und Wirklichkeit in Gefahr, eine Flucht in ‚imaginäre Welten‘ wurde befürchtet, die Abnahme der Fähigkeit, Ambivalenzen auszuhalten etc. (siehe z.B. Schurz/Pflüger 1987; Krafft/Ortmann 1988). Mir geht es an dieser Stelle nicht um die Sachhaltigkeit der genannten Befürchtungen – in der Tat setzen die neuen Technologien sehr intrusiv am Subjekt an – sondern um die Form dieses Verlustdiskurses in den achtziger Jahren. Er dramatisierte – so kann man sagen – vorrangig die Gefahr von Differenzverlusten. Etwa gleichzeitig mit dem Differenzverlust-Diskurs entbrannte eine öffentliche und sozialwissenschaftlich-pädagogische Diskussion um verschiedene Zugangsweisen von Frauen und Männern zu diesen Technologien. Ein sogenannter ‚frauenspezifischer Zugang‘ zum Computer wurde behauptet, und – um ihn von dem traditionellen Vorurteil eines eher problematischen Verhältnisses zwischen ‚Frau‘ und ‚Technik‘ abzugrenzen – wurde er ausdrücklich als Stärke und besondere Kompetenz gewertet. Empirische Grundlage dieser Auffassung bildeten eine Reihe von Studien, die überwiegend als Begleitforschung zu pädagogisch und bildungspolitisch motivierten Fördermaßnahmen entstanden waren (z.B. Faulstich-Wieland et al. 1987; Heppner et al. 1990; Schelhowe 1989; Schiersmann 1987). In diesem Rahmen hatte sich gezeigt, dass Frauen bzw. Mädchen – sofern sie durch entsprechende Gestaltung der Unterrichtssituation die Gelegenheit dazu erhielten – keineswegs desinteressiert oder ängstlich-feindselig gegenüber der Computertechnik waren. Sie fragten aber angeblich hartnäckiger und skeptischer als Männer nach dem Nutzen des Computer-Einsatzes und seinen sozialen Voraussetzungen und Folgen und gingen beim Erwerb technischer Fähigkeiten nüchterner und reflektierter vor. Im Unterschied zu traditioneller männlicher ‚Technikkompetenz‘, in der sich allzu häufig blinde Begeisterung fürs Funktionieren mit dem Ausblenden der sozialen und ökologischen Einbettung der Technik paarte, erschien das Vorgehen der Frauen manchen Interpretinnen und Interpreten als überlegen: In einer von den Folgen unreflektierter Technisierung vielfach bedrohten Welt erschienen eben die vorfindbaren Einstellungen und Interessenlagen der Frauen, die mit ihrem traditionellen Ausschluss aus dem Bereich der Technikentwicklung verbunden waren, plötzlich als Ressource für eine dringend benötigte ‚Kritikkompetenz‘.

Heute wirkt ein solches Modell der Geschlechterdifferenz unsäglich antiquiert. Es suggeriert Eindeutigkeit, Komplementarität und Gleichberechtigung. Mag es in pädagogischen Zusammenhängen vielleicht einen didaktischen Wert gehabt haben, so ist es über diesen begrenzten Rahmen hinaus eine Zeitlang auch von den Medien sehr verbreitet worden. Man kann dieses Modell der Geschlechterdifferenz geradezu als Eliminierung und Verleugnung von Differenz im Sinne von Heterogenität lesen. Denn Komplementarität setzt die Homogenität dessen, was aufeinander bezogen wird, voraus, stellt folglich nicht Differenz, sondern zwei Fassungen des ‚Selben‘ dar (vgl. Irigaray 1980), das sich dadurch zu einem ‚Runden‘, ‚Ganzen‘ scheinbar schließt. Um es mit einer Formulierung von Horkheimer und Adorno zu sagen „Was anders wäre, wird gleichgemacht“

(Adorno/Horkheimer 1946, S. 15), wird homogenisiert, standardisiert, damit man es entgegensetzen kann, wie Yin und Yang. So können gerade beim Verfechten von Differenzen Differenzen verloren gehen (siehe Löchel 1994; Löchel 1996).

Nach meiner Interpretation hing die Popularität dieses so überaus bieder und harmlos erscheinenden Modells mit einer viel tieferen Beunruhigung über die drohenden Veränderungen der Welt durch die neuen Medien zusammen. Die Fiktion von in sich identischen und komplementär aufeinander bezogenen ‚Geschlechtscharakteren‘ diente der Entdramatisierung dieser Angst und Beunruhigung.

Aus heutiger Sicht liegt also der Schluss nahe, dass der *dramatisierende* Diskurs über die Gefahren der Computertechnologie, insbesondere bezogen auf die Differenzverluste, auf der einen Seite und der *entdramatisierende* Diskurs von den geschlechtsspezifischen Zugangsweisen zur Computertechnologie auf der anderen Seite viel miteinander zu tun hatten. In beiden Diskursen wurde Differenz verhandelt, um Differenz gefürchtet, Differenz zu gestalten versucht. Offenbar ist Differenz als Heterogenes, Inkommensurables, Unübersetzbares bedrohlich. Das gilt für Geschlecht und Sexualität, das gilt auch für das von neuen Technologien Eröffnete wie Weggeschnittene.

Die Systeme der Repräsentation von Wissen haben sich in der Tat in den letzten drei Jahrzehnten rapide verändert. Auch das Denken über Repräsentation hat die jahrhundertealte Unterstellung einer Referenz und Korrespondenz von Geist und Realität vollends aufgebrochen. Doch könnte nicht gerade das den Blick für den Bruch, für Unübersetzbarkeit und Heterogenität, schärfen? Nicht erst bei der Formalisierung, Algorithmisierung, Programmierung beispielsweise fallen immer auch nicht formalisierbare Erfahrungsmomente an, ‚Reste‘, die als solche nicht im Programm erscheinen – dies geschieht vielmehr bereits im begrifflichen Denken. Aufklärung *schneide*, so Horkheimer und Adorno, mittels des logisch-begrifflichen Identitätszwanges mit mythischer Gewalt *das Inkommensurable weg* und richte damit *Grenzen möglicher Erfahrung* auf (vgl. Adorno/Horkheimer 1971, S. 15). Entscheidend ist, ob das, was im Akt des Begreifens oder Übersetzens ‚herausfällt‘ oder ‚weggeschnitten‘ wird, als Differentes erfahrbar bleibt. Meines Erachtens haben wir diese Möglichkeit durch die Sprache. Sprache ist der Schauplatz, an dem es sich entscheidet, ob Differenz stattfindet oder nicht. Insofern Nichtübersetzbares merkbar und markierbar bleibt, muss die mit den neuen Technologien einhergehende Erfahrung imaginärer Welten – und das gilt auch und gerade für das Internet – nicht zwangsläufig zu einem Verlust von Differenz Erfahrung führen. Die Frage, die sich stellt, ist aber: Was kann als Platzhalter für unübersetzbare Differenz fungieren?

Und damit komme ich noch einmal auf Freuds umstrittene Konzeption der Geschlechterdifferenz zurück – besagt diese doch, dass die Konfrontation mit der Differenz auf nicht zu tilgende Art und Weise für das auf seine Integrität und Intaktheit bedachte Ich ein Skandal ist. Unter dem Titel der *Kastrationsangst* beschreibt Freud das existentielle In-Frage-gestellt-Sein des kleinen Jungen durch die Wahrnehmung der Abwesenheit des als selbstverständlich vorausgesetzten Penis der Mutter. Doch wenn der Junge, wie Freud im Kontext der *infantilen Sexualtheorien* beschreibt, beim Anblick des Genitales der kleinen Schwester *wie tröstend und vermittelnd* (Freud 1908c, S. 178) (zu sich) sagt, der *fehlende* Penis werde schon noch wachsen, wenn er (oder sie) sich vorstellen, er sei einmal dagewesen, aber weggenommen worden bzw. wenn das Mädchen ihr Geschlecht deutet als ‚Zu-kurz-gekommen‘-Sein, dann lässt sich daran ablesen, wie eine schwer fassbare Wahrnehmung in eine Erzählung gekleidet wird und damit eine *Repräsentation* erhält. Mittels des Bildes eines Körperteils, der an- oder abwesend sein kann, und der Erzählung von Kastrationsgeschichten artikuliert sich



etwas nicht Erzählbares, Namenloses, Unermessliches. *Kastration* – wie immer furchterregend die Vorstellung sein mag – ist bereits eine Bestimmung von Differenz in Form eines Gegensatzpaars, d.h. ein Kompromiss zwischen Anerkennung und Leugnung einer unfassbaren Realität. Zugespitzt ließe sich sogar sagen: die anatomische Differenz ist nicht die sexuelle Differenz, sondern sie wird benutzt, um diese bildlich vorzustellen, zu repräsentieren (vgl. Rose/Mitchell 1983, S. 41). Es ist vielleicht bemerkbar, dass ich jetzt nicht mehr von Geschlechterdifferenz, sondern von ‚sexueller Differenz‘ spreche. Damit möchte ich zum Ausdruck bringen, dass es letztlich nicht um die Differenz zwischen Männern und Frauen geht, sondern um eine uneinholbare, unheilbare Differenz des Subjekts zu sich selbst, die sich in der Sexualität, im sexuellen Leib verkörpert, der immer ‚anders‘ ist.

Aus dieser Perspektive lässt sich das Kastrationsmodell der Geschlechterdifferenz mit Rose und Mitchell lesen als „Reduktion von Differenz auf den Fall einer visuellen Wahrnehmung“ (Rose/Mitchell 1983, S. 41) von An- und Abwesenheit, als Reduktion von unbestimmter Differenz auf einen bestimmten Gegensatz. Freud bleibt, wie bereits erwähnt, den zunächst als *infantile Theorie* bezeichneten Geschichten in seiner eigenen ausgereiften Theorie der Geschlechterdifferenz durch die Übernahme des Kastrationskonzeptes (als Form der sexuellen Differenz) ein Stück weit verhaftet – dadurch aber auch anerkennend, dass die dieser Theorie zugrundeliegende „Lebensnot“ (Freud 1908c, S. 175), die Erschütterung des narzisstischen Omnipotenzgefühls, das Denken niemals ganz entlässt. Der ‚Schnitt‘, den vermeintlich die Geschlechterdifferenz vollzieht, ist bereits durch die Leibhaftigkeit eines jeden gegeben, die sich nie ganz in die Welt der Sprache übersetzen lässt und die dem Denken bleibend Rätsel aufgibt. Ein ‚Schnitt‘, den jeder in sich trägt, der aber dennoch immer wieder auf das andere Geschlecht – oder entsprechende Träger des Anderen – bildlich projiziert und damit vorstellbar wird. Durch die Erzählung der Kastrationsgeschichte versucht das um Einheit ringende Ich sich einen festen Ort zu geben, indem es sich einredet dass die „aufsplitternde Kraft“ der Sexualität, „dem Subjekt gleichsam von außen zukommt und nicht durch seine ‚eigene‘ und innigste Bewegung“ (Weber 1980, S. 214).

Letztlich geht es darum, dass es etwas gibt, über das denkend nicht verfügt werden kann, weil es als Mangel, als Entzug, als ‚Noch-Nicht‘ oder ‚Nicht-Mehr‘ jedem Denken zugrunde liegt und eben dadurch ein, wenn auch nie zu stillendes Begehren konstituiert, welches bezeugt, dass es da etwas gibt, das durch Denken nicht wettgemacht werden kann (vgl. Lyotard 1988). Dessen eingedenk zu sein, wäre eine Forderung an jegliches Denken von Differenz.

Von hier aus könnte man zum Beispiel fragen, welche Wege es gibt, diese Forderung auch in empirische Forschung zu übersetzen. Ich möchte statt dessen an dieser Stelle meinen Gang durch die verschiedenen Modelle, mit Differenz umzugehen oder sie zu umgehen, in einer Denkfigur auslaufen lassen, die mir für die Frage nach der Repräsentation von Differenz nützlich erscheint: das Konzept der Nachträglichkeit.

### **3 Nachträglichkeit**

Dazu greife ich noch einmal auf das bekannte Material der Kastrationstheorie zurück. Stellen wir uns zum wiederholten Male das kleine Kind vor, das ja von Beginn des Lebens mit der Wahrnehmung von zwei Geschlechtern lebte, ohne dass das eine besondere Bedeutung gehabt hätte. Mit drei, vier Jahren aber, wenn die Beziehungen zu Mutter und zu Vater deutlichere Konturen erhalten, vielschichtiger werden und das Kind sie nach eigenen Wünschen gestalten möchte, muss es realisieren, dass die beiden etwas miteinander teilen, wovon es selbst ausgeschlossen ist. Die Schlafzimmertür ist zu – zumindest manchmal. Wenn das Kind nun

*auch* das haben möchte, was Vater und Mutter miteinander haben und von dem es ausgeschlossen ist, gerät es mit sich selbst in Konflikt. Den Vater auszuschließen, um die Mutter ganz für sich zu haben, löst Angst aus, ihn zu verlieren, oder gar Angst vor seiner Rache. Die Mutter auszuschließen: dito. Es entsteht die Vorstellung, auf jeden Fall, so oder so, etwas verlieren zu müssen, wenn das Kind bei seinen drängenden Wünschen bleibt. Wenn beispielsweise das Mädchen den Vater ganz für sich haben, ihn – kindlich ausgedrückt – „heiraten“ möchte, bedeutet das, ihn der Mutter wegzunehmen. Wenn es umgekehrt wie der Vater die Mutter zum Objekt nähme, entginge ihm die Möglichkeit, vom Vater so wie die Mutter geliebt zu werden und ihn so wie die Mutter zu genießen. Nennen wir das Verlieren von etwas als lebenswichtig Erlebtem, sehr Gewünschten *Kastration*, dann kann man sagen: Nicht die sinnliche Wahrnehmung der Zweigeschlechtlichkeit, sondern die Verbindung dieser Wahrnehmung mit einem unlösbaren Konflikt löst Angst aus. Erst in dem Moment, in dem das Kind überhaupt reif genug ist, um einen solchen Konflikt innerlich zu erleben, verbindet es diesen *nachträglich* mit der Wahrnehmung der zwei Geschlechter und interpretiert diese Differenz nun als Verlust bzw. Drohung eines Verlustes. D.h. die sog. Kastrationsdrohung ist etwas, was nachträglich, *in der Nachträglichkeit*, entsteht und nur in dieser Nachträglichkeit ihre erschütternde Wirkung entfaltet, nämlich den Verzicht auf die inzestuösen Objekte, die Internalisierung eines verbotenden und verheißenden Über-Ichs, das Verschieben sexueller Befriedigung auf später und auf andere Objekte.

An dieser massiven Wirkung eines nachträglich hergestellten Zusammenhangs lässt sich erkennen, dass *Nachträglichkeit* nicht etwa bloß eine Uminterpretation des Sinns oder der Bedeutung von etwas vorher Dagewesenen darstellt, sondern dass mit ihr die Entfaltung einer Kraft, die Wirkung einer Ursache einsetzt. Etwas, das vorher harmlos war, wirkt plötzlich traumatisch, wenn es in einer neuen Szene verstanden wird.

Es sind also zwei Szenen erforderlich. Dazu ein weiteres, vielzitiertes Beispiel (vereinfachte Darstellung nach Freud 1985, S. 445f.). Szene 1: Als kleines Mädchen erlebt Emma in einem Dorfladen, dass der Kaufmann ihr unter den Rock fasst. Sie kann damit gar nichts anfangen, es bleibt folgenlos, ein unbedeutender Vorfall, sie geht problemlos weiter in den Laden. Szene 2: Einige Jahre später, während ihrer Pubertät, erlebt sie im selben Laden, dass zwei sich unterhaltende Verkäufer gerade lachen, als sie den Laden betritt. Sie stürzt entsetzt, voller Panik hinaus und entwickelt unter anderem das Symptom, dort nicht mehr hingehen zu können.

Was ist passiert? Infolge der zeitlichen Differenz – das Mädchen ist in seiner psychosexuellen Entwicklung vorangeschritten – und aufgrund der Ähnlichkeit der Situation wird eine *Erinnerungsspur* der ersten Szene (‘unter den Rock greifen’) wiederbelebt, *wiederbesetzt*, wie Freud sagt, das heißt mit neu entstandener Erregbarkeit gefüllt. Sie erhält nachträglich die Bedeutung eines sexuellen Übergriffs, was zum Ausbruch unerträglicher Angst – vielleicht auch unerträglicher Lust oder beidem – führen könnte und daher sofort verdrängt und abgewehrt wird; es ist Emma nur peinlich, sie weiß von nichts und entwickelt anstelle des Wissens um die sexuelle Bedeutung der Szene ein Krankheitssymptom, nämlich Angst.

Die handfeste körperliche Symptomatik zeigt, dass es sich um mehr als nur um eine Uminterpretation der Bedeutung der Ladenszene handelt. Andererseits ist es auch nicht so, dass es früher ein Trauma gegeben hätte, das erst mit zeitlicher Verspätung wirkt. Entscheidend ist, dass das Trauma erst in dem Moment *entsteht*, wo die zweite Szene aus einer Erinnerungsspur eine erste, ursächliche Szene macht.

Nachträglichkeit in diesem Sinne ist weder allein im hermeneutischen Rahmen noch etwa im kausalistischen, deterministischen Rahmen zu verstehen. Sie eröffnet eine eigene Zeit.

*Zeit, Bedeutung und Wirkung* sind also die drei Dimensionen der Nachträglichkeit. Die besondere Zeit der Nachträglichkeit ermöglicht es beispielsweise, dass in einer Psychoanalyse in der Übertragungsbeziehung für den Analysanden ein offenes „Zeitfeld“ (Hock 2005, S. 293) entstehen kann, in dem Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft gleichsam suspendiert, in der Schwebelage gehalten sind. In der Analyse wird nicht auf etwas Abgeschlossenes, Vergangenes zurückgeblickt, vielmehr wird sich „erst in der Zukunft erweisen, was *gewesen sein wird*. In der Nachträglichkeit ist die Vergangenheit zur Zukunft hin unabschließbar offen“ (Hock 2005, S. 293).

Daher hat man es in der psychoanalytischen Behandlung nie mit Bedeutungen im Sinne von ‚dies meint das‘ zu tun, sondern in jeder Beschreibung einer Bedeutung, in jeder hinzugefügten Assoziation, „stecken weitere Möglichkeiten, die mit dieser Bedeutung in Verbindung stehen und noch nicht ganz abgeschlossen sind“ (Green 2005, S. 74f.). Dabei geht es keineswegs um willkürliche Bedeutungszuschreibungen, sondern um die Bearbeitung von etwas Konflikthaftem, Drängendem, das sich in den Assoziationen als Eingeschriebenes bemerkbar macht und zu fortwährenden Umschriften herausfordert. Vielleicht ist es dem vorliegenden Text gelungen, einen Eindruck von diesem unabschließbaren Prozess des Bearbeitens, Umarbeitens, Überarbeitens von Differenz zu vermitteln.

## Literatur

- Augustinus* (1987): Bekenntnisse. Confessiones. Lateinisch und Deutsch. Frankfurt am Main: Insel Verlag.
- Chasseguet-Smirgel, Janine* (1964): Die weiblichen Schuldgefühle. In: dies. (Hg.), Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 134-191.
- Derrida, Jacques* (1967): Freud und der Schauplatz der Schrift. In: ders., Die Schrift und die Differenz. Übs. v. Gasché, Rodolphe. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, S. 302-350.
- Derrida, Jacques* (1972): Die différance. Übs. v. Eva Pfaffenberger-Brückner. In: Engelmann, Peter (Hg.), Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart: Reclam 2004, S. 76-113.
- Faulstich-Wieland, Hannelore* (1987): Mädchenbildung und neue Technologien. Ein Forschungsprojekt in Hessen. In: Frauenforschung 1 / 2, S. 75-95.
- Freud, Sigmund* (1900a): Die Traumdeutung. In: GW II/III.
- Freud, Sigmund* (1908c): Über infantile Sexualtheorien. In: GW VII, S. 171-188.
- Freud, Sigmund* (1916-17a): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: GW XI.
- Freud, Sigmund* (1924d): Der Untergang des Ödipuskomplexes. In: GW XIII, S. 395-402.
- Freud, Sigmund* (1925j): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. In: GW XIV, S. 19-30.
- Freud, Sigmund* (1931b): Über die weibliche Sexualität. In: GW XIV, S. 517-537.
- Freud, Sigmund* (1933a): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 33. Vorlesung. In: GW XV, S. 119-145.
- Freud, Sigmund* (1950c): Entwurf einer Psychologie. GW Nachtragsband, S. 375-486.
- Green, André* (2005): Freuds Konzept der Zeitlichkeit im Unterschied zu heutigen Auffassungen. In: Münch, Karsten; Löchel, Elfriede u.a. (Hrsg.), Zeit und Raum im psychoanalytischen Denken. Tagungsband der DPV-Frühjahrstagung 2005, S. 73-87.
- Hausen, Karin* (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363-393.

- Heppner, Gisela et al.* (1990): Computer? ‚Interessieren tät‘s mich schon, aber ...‘ - Wie sich Mädchen in der Schule mit Neuen Technologien auseinandersetzen. Bielefeld 1990.
- Hock, Udo* (2005): Die Zeitlosigkeit des Unbewussten und die Wiederholung. In: Münch, Karsten; Löchel, Elfriede u.a. (Hrsg.), *Zeit und Raum im psychoanalytischen Denken*. Tagungsband der DPV-Frühjahrstagung 2005, S. 289-298.
- Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W.* (1946): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1971.
- Horney, Karen* (1926): Flucht aus der Weiblichkeit. In: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 12, S. 360-374.
- Irigaray, Luce* (1980): *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jones, Ernest* (1928): Die erste Entwicklung der weiblichen Sexualität. In: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 14, S. 11-25.
- Klein, Melanie* (1927): Frühstadien des Ödipuskomplexes. Frühe Schriften 1928-1945. Hg. von Jochen Stork. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1985.
- Krafft, Alexander & Ortmann, Günther* (1988): *Computer und Psyche. Angstlust am Computer*. Frankfurt am Main: Nexus.
- Lacan, Jacques* (1957): Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder Die Vernunft seit Freud. In: *Schriften II. Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas*. Olten: Walter Verlag 1975, S. 15-55.
- Löchel, Elfriede* (1990): Umgehen (mit) der Differenz. *Psyche – Z Psychoanal* 44, S. 826-847.
- Löchel, Elfriede* (1994): Schnittstellen, die in Frage stellen. *Computer und Geschlecht*. In: Beuscher, Bernd (Hrsg.), *Schnittstelle Mensch. Menschen und Computer – Erfahrungen zwischen Technologie und Anthropologie*. Heidelberg: Asanger, S. 153-176.
- Löchel, Elfriede* (1997): *Inszenierungen einer Technik. Psychodynamik und Geschlechterdifferenz in der Beziehung zum Computer*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Lorenzer, Alfred* (1972): *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Liotard, Jean-Francois* (1988): Ob man ohne Körper denken kann. In: Gumbrecht, H.U. & Pfeiffer, K.L. (Hg.), *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt am Main, S. 813-829.
- Rose, Jacqueline & Mitchell, Juliett* (Hg.) (1983): *Feminine Sexuality: Jacques Lacan and the école freudienne*. New York/London.
- Montréal, Michèle* (1970): *Recherches sur la féminité*. In: *Critique* 26, S. 654-674.
- Saussure, Ferdinand de* (1967): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin (2. Aufl.).
- Schellhowe, Heidi* (Hg.) (1989): *Frauenwelt – Computerräume*. Berlin/Heidelberg/New York.
- Schurz, Robert & Pflüger, Jörg* (1987): *Der maschinelle Charakter. Sozialpsychologische Aspekte des Umgangs mit Computern*. Opladen.
- Torok, Marie* (1964): Die Bedeutung des ‚Penisneides‘ bei der Frau. In: Chasseguet-Smirgel, Janine (Hg.): *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 134-232.
- Weber, Samuel* (1980): tertium datur. In: Kittler, F. A. (Hrsg.), *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften*. Paderborn: UTB, S. 204-221.

---

(Endnotes)

- 1 Die vorliegende Arbeit geht zurück auf einen Vortrag im Rahmen des Forschungscolloquiums *Gender Studies* an der Universität Hannover zu dem Semesterthema *Repräsentationen von Differenz* (26.01.2009).

**Zur Autorin**

Dr. phil. habil. Elfriede Löchel, Psychoanalytikerin/Lehranalytikerin (DPV/IPV); Professorin an der IPU Berlin für Theoretische Psychoanalyse/Psychoanalytische Subjekttheorie; International Psychoanalytic University, Stromstr. 3, 10555 Berlin. Tel.: 0170-4050209.

Kontakt: [elfriede.loechel@ipu-berlin.de](mailto:elfriede.loechel@ipu-berlin.de)